

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 136.

Freitag, 19. Mai

1933.

Der Vetter aus Amerika

Kriminalroman von Hanns Zomad

3. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Die junge Frau schlug ihre großen, dunklen Augen voll zu dem Manne auf und flüsterte mit leise vibrierender Stimme:

„Du kannst noch fragen, Gerhard? Ahnst du nicht, daß mir das Jahr, das ich mir selbst zur Prüfung auferlegte, zur endlosen Qual wurde? Ich gab mit Absicht heute die große Gesellschaft, es sollte unser Verlobungsfecht werden.“

„Lissi, liebe süße Lissi!“

Fest hielt er die geliebte Gestalt an sich gepreßt und bedeckte ihr Gesicht mit heißen, verzehrenden Küßchen.

Sie hörten dabei nicht, daß dicht neben ihnen leise die Zweige des Gebüsches rauschten und zwei Menschenaugen auf das glückliche Paar starrten.

Selig lächelnd und völlig glückversunken ruhte Lissi Schellhagen an Hartmanns Brust.

Endlich machte sie sich sanft frei und wollte sich erheben.

„Die Gäste warten, man wird mich bereits vermissen“, stammelte sie verwirrt.

„Sie werden ja den Grund deines Verschwindens bald erfahren“, sagte Gerhard, sie mit zärtlichem Lächeln festhaltend. „Ich möchte noch etwas mit dir besprechen, ehe wir uns als verlobtes Paar vorstellen. Also bleibe bitte noch einige Minuten hier.“

„Was wünschst du, Gerhard?“ fragte Frau Lissi beunruhigt.

„Ich hege den Wunsch, bald zu heiraten, liebe Lissi, und dann wollte ich dich fragen, was aus Waldrub werden soll. Willst du es deinem so plötzlich aus Amerika aufgetauchten Vetter als Wohnstatt anbieten?“

„Keinesfalls“, antwortete Frau von Schellhagen etwas erstaunt. „Hans bleibt wohl nicht mehr lange hier. Sowie er seine Fabriken in Illinois verkauft hat, will er sich an einem Industrieunternehmen irgendwie mit Geld beteiligen, und somit scheidet er auch von Waldrub.“

„Dein Vetter ist mir unsympathisch, Kind. Verstehe mich bitte nicht falsch, aber ich hege ein besonderes Mißtrauen gegen die innere Qualität dieses Mannes. Wie kam es eigentlich, daß er hier so unvermutet auftauchte? Du hast mir darüber noch nie Näheres erzählt. Alle Welt glaubte, daß du die letzte Fürst seiest.“

„Gewiß, Gerhard, auch ich wußte es nicht viel anders, bis ich vor ungefähr einem halben Jahre einen Brief aus Amerika erhielt, der mit Hans Fürst unterzeichnet war. Du weißt, daß mein Vater einen Bruder hatte, der einer Dummheit wegen nach Amerika auswanderte. Aus dem Brief erfuhr ich nun, daß jener Jakob Fürst in Amerika ein reicher Mann geworden war, geheiratet hatte und der Ehe dieser Sohn mit Namen Hans entprossen war. Mein Onkel Jakob Fürst ist vor reichlich Jahresfrist gestorben, und Hans schrieb mir nun, daß er plötzlich Sehnsucht empfinde, die deutsche Heimat kennenzulernen und daher in aller nächster Zeit nach Deutschland käme. Du kannst dir

denken, wie ich mich freute, daß noch ein Verwandter von mir existierte. Dann hörte ich bald ein Vierteljahr nichts von ihm. Dann kam noch ein Brief, und wenige Wochen später erhielt ich ganz plötzlich ein Telegramm aus Hamburg, worin er mir seine Ankunft für den übernächsten Tag mitteilte.“

„Dein Vetter Hans hat mir arg zu schaffen gemacht“, sagte Baron Hartmann mit finsternem Gesicht. „Täglich sieht man dich mit ihm zusammen. Entweder auf dem Morgenritt oder auf der Spazierfahrt.“

„So warst du also ein wenig eifersüchtig, Liebster?“ fragte Lissi neckend.

„Vielleicht, liebe Lissi, aber das war es nicht allein. Verzeih mir, es läßt sich jedoch alles so schwer erklären. Ich habe immer das Gefühl einer Gefahr für dich, wenn ich dich mit ihm zusammensehe.“

„Du tust Hans entschieden unrecht, Lieber; er ist gewiß nur ein kranker, nervöser Mensch. Außerdem bist du den Amerikanern ja sowieso nicht wohlgesinnt. Mir wäre es unter den jetzigen Umständen natürlich auch angenehmer, wenn er Waldrub bald verlassen würde. Vielleicht kann ich ihn dazu bewegen, ein Sanatorium aufzusuchen, was für seinen Zustand sicher das allerbeste wäre. Doch nun kann ich nicht länger bleiben. Komm, Gerhard, laß uns zu den Gästen zurückkehren, damit sie alle an unserem Glück teilnehmen können.“

Baron Hartmann nahm den Arm seiner Braut und ging mit ihr langsam dem Schlosse zu.

Kahenartig, völlig unhörbar, folgte ihnen dabei wieder jene unheimliche Gestalt; doch sie merkten nichts.

„Morgen früh will ich mit dir ganz allein ausreiten“, flüsterte Lissi, sich fest an den Geliebten schmiegend.

Gerhard Hartmann aber schüttelte den Kopf und sagte:

„Liebes Kind, so gern ich dir diese erste Bitte erfüllen möchte, so geht es leider doch nicht. Mein alter Förster war, kurz bevor ich hierher zur Gesellschaft fuhr, bei mir mit der Meldung, daß mir im Revier von Wilderern die besten Böcke weggeschossen würden. Jede Nacht fallen Schüsse in dem Wald, und so habe ich dem Alten versprochen, heute nacht mit ihm auf die Suche nach den Falunken zu gehen. Wir treffen uns nicht erst, sondern Junterer liegt schon vor Mitternacht mit einem Gehilfen auf der Lauer, während ich später die östliche Waldstrecke rekonozziere. Wir treffen dann zur bestimmten Stunde und zwar kurz nach zwei Uhr an der sogenannten Steineiche zusammen.“

„Das ist nicht schön, Gerhard, denn erstens mußt du mich da schon zeitig verlassen, und zweitens ängstige ich mich grenzenlos, daß dir etwas zustoßen könnte“, rief Lissi erregt.

„Mir wäre, offen gestanden, ein anderer Tag auch lieber gewesen zu diesem Unternehmen, aber gerade heute nacht gedenken wir einen besonderen Fang zu machen“, entgegnete Gerhard.

„Jetzt ist es zehn Uhr“, sagte Lissi, „also mußt du mich in spätestens zwei Stunden verlassen?“

„Wenn ich kurz vor ein Uhr aufbreche, werde ich auch noch zurecht kommen. Die übrigen Gäste dürften auch kaum länger verweilen. Und morgen mittag komme ich zu dir, liebe Lissi, dann soll dir der ganze Tag gehören!“

Dabei stiegen sie die Terrassentreppe hinauf und traten alsbald Arm in Arm vor die Gäste des Hauses, denen Frau von Schellhagens Abwesenheit allerdings nicht verborgen geblieben war.

Draußen aber, im Dunkel des Parkes, reckte sich drohend eine Faust nach den erleuchteten Fenstern des Herrenhauses empor, und durch die Nacht erklang ein kurzes, höhnisches Lachen.

Wer war es? Wer drohte den beiden glücklichen Menschen, und wer neidete ihnen ihr Glück?

Die Nacht verbarg den heimlichen Feind, der jetzt spurlos verschwunden war.

Mit einem Jubelruf begrüßte man das neuverlobte Paar. Toaste wurden ausgebracht, Gläser klangen, Hochrufe erschollen, und tausend gute Wünsche überschütteten förmlich das junge Paar.

Frau Lissi sah beseligt zu ihrem Verlobten auf.

Plötzlich aber blieb ihr Blick auf der Gestalt ihres Betters haften, der mit eigentümlich finstern Gesicht am Eingang des großen Festsaales stand. Sie winkte ihn zu sich, doch er schien es nicht zu bemerken.

Kurz entschlossen ging sie zu ihm hin und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Was ist dir, Hans?“ fragte sie dabei mit ihrer weichen, wohlklingenden Stimme. „Warum starrst du so finster vor dich hin und hast keinen Glückwunsch für mich übrig?“

„Verzeih, liebe Kusine“, stieß Hans Fürst sichtlich erregt hervor, „ich verstehe dich nicht. Ich fühle mich nicht wohl und komme soeben aus meinem Zimmer, wohin ich mich für eine Stunde zurückziehen mußte, da mich unerträgliche Augenschmerzen quälten.“

„So weißt du also noch gar nicht, daß ich mich soeben mit Baron Hartmann verlobt habe?“ rief Frau Lissi erstaunt.

„In der Tat — verlobt, liebste Lissi? Ich habe keine Ahnung davon, da ich jetzt soeben erst zur Gesellschaft zurückkehrte“, erwiderte Hans Fürst erstaunt. „Meinen aufrichtigen Glückwunsch, liebe Kusine, du siehst mich einigermaßen überrascht.“

„Ich erzähle dir vielleicht später alles, lieber Hans“, unterbrach ihn die junge Frau und zog ihn mit sich fort. „Komm zu Gerhard! Ich hoffe, daß ihr euch beide gut verstehen werdet“, rief sie lachend.

Hans Fürst murmelte einen Glückwunsch und legte nur flüchtig seine Hand in die des Barons.

Er vermied es dabei, den Verlobten seiner Kusine anzusehen, griff sich plötzlich mit schmerzverzogenem Gesicht an die Stirn und entschuldigte sich mit heftigen Gesichtschmerzen. Schließlich bat er sogar um Erlaubnis, sich vom Fest entfernen zu dürfen, da er sich entsetzlich elend fühle.

Obwohl es seltsam war, daß gerade Hans Fürst der Verlobung seiner Kusine nicht beiwohnte, so sprach dessen allerdings geisterhaft bleiches, entstelltes Gesicht ihn frei von jeder Absichtlichkeit seines Verhaltens.

„Er scheint wirklich krank zu sein“, sagte Frau Lissi entschuldigend zu ihrem Verlobten und nickte dem Better, der sich soeben aus dem Saal entfernte, noch einmal freundlich zu.

Baron Hartmann blickte Hans Fürst ebenfalls verärgert nach, und in seine Miene trat für einen kurzen Moment ein grübelnder, unruhiger Ausdruck. Dann aber war der Zwischenfall vergessen.

Das Fest nahm seinen Verlauf ungestört weiter. Wohl fragte man hin und wieder nach dem so plötzlich verschwundenen Better der schönen Braut, aber niemand schien ihn im Grunde genommen so recht leiden zu können, und daher vermischte man ihn bald auch nicht mehr.

Baron Hartmann stand im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Man hatte schon lange so allerlei über ihn und Frau Lissi gemunkelt, doch keiner der An-

wesenden hätte geglaubt, daß es so schnell zu einer Verlobung der beiden jungen Menschen kommen würde.

Kurz vor ein Uhr verließ dann der Baron Waldruh. „Auf morgen mittag, mein liebes Kind“, hatte er Frau Lissi noch zugeflüstert.

Doch diese schmiegte sich plötzlich ängstlich an ihn und bettelte:

„Bleib noch, Gerhard! Ich habe eine entsetzliche Angst, daß dir heute nacht etwas passieren könnte. Geh' nicht mit dem Förster auf die Suche nach den Wilderern.“

„Kleine süße Törlin, die Pflicht ruft“, waren die letzten tröstenden Worte des Barons gewesen, dann sprang der Motor an und das Auto sauste davon.

Frau von Schellhagen wandte sich aufseufzend um und trat ins Vestibül, um wieder zu ihren Gästen zurückzukehren. Unterwegs begegnete ihr ein Diener, der ein Tablett mit einer Karaffe Rotwein in der Hand hielt.

„Wohin bringen Sie das?“ fragte Frau von Schellhagen erstaunt.

„Herr Fürst hat befohlen“, antwortete der Diener.

„So geht es meinem Better noch immer nicht besser?“

„Nein, gnädige Frau, er hat sich sogar zu Bett legen müssen.“

„Sagen Sie Herrn Fürst, daß er sich ja schonen soll, und morgen wollen wir doch lieber den Arzt kommen lassen“, rief die junge Frau, und der Diener eilte davon.

Kurz nach ein Uhr hatten die letzten Gäste Waldruh verlassen.

Frau Lissi stand in ihrem Zimmer am Fenster und starrte in die Nacht hinaus.

Das bange Gefühl, das sie vorhin beim Abschied ihres Verlobten beschlichen hatte, war noch nicht von ihr gewichen, ja, es hatte sich sogar verstärkt. Unruhig ging sie endlich zu Bett.

Sie konnte nicht einschlafen. Furchtbare Vorstellungen quälten sie. Sie sah Gerhard Hartmann im Kampf mit Wilderern, sah ihn verwundet am Waldboden liegen.

Plötzlich richtete sie sich in ihrem Bett auf und lauschte. Klangen da nicht leichte, schleichende Schritte draußen auf der Treppe?

Nein, sie mußte sich getäuscht haben, denn es war nichts mehr zu hören.

Die Waldungen um Waldruh waren seit alters her ob ihres Wildreichtums berühmt. Einmal, vor ungefähr einem halben Jahrhundert noch, hatte es zum guten Ton für die führenden Männer der Münchener Gesellschaft gehört, in dieser Gegend ein Jagdrevier zu unterhalten, denn nirgends sonst gab es so prachtvolles Wild in dieser Fülle wie hier.

Die immer weiter um sich greifende Zivilisation und die damit verbundene Industrialisierung hatten der Gegend natürlich auch geschadet. Breite Autostraßen durchzogen jetzt die ehrwürdigen Wälder. Trotzdem bildete dieser Landstrich auch jetzt noch eines der bevorzugtesten Jagdgebiete Bayerns.

Baron Hartmann galt allgemein als einer der reichsten Männer jener Gegend, und sein Jagdrevier zog sich kilometerweit in die Länge und in die Breite. Hartmann war Weidmann aus Passion, seine Jägerleidenschaft überstieg fast die normalen Grenzen. Kein Wunder also, wenn er Wilderer in seinem Gebiet mit aller Heftigkeit, fast wie persönliche Feinde, bekämpfte und keine Gefahr scheute, diese Schädlinge auszurotten.

Die Brüder Rien kannten diese schwache Seite des Barons zur Genüge.

„Wir müssen dem guten Gerhard folgen“, sagte deshalb Peter Rien zu seinem Bruder, kurz, nachdem Hartmann Waldruh verlassen hatte. „Wir müssen ihm unbedingt auf den Fersen bleiben, sonst kann leicht ein Unglück geschehen, und das wäre in Anbetracht der soeben erfolgten Verlobung mit unserer Jugendfreundin doppelt bedauerlich.“

(Fortsetzung folgt.)

Urwaldspüt.

Skizze von W. v. Woltstein (Berlin).

Wohlig wiegen sich die Wipfel riesiger Laubbäume im Vorpurpurstrahl der jungen Sonne. Hier und dort, von einem Luftzug gespenstisch bewegt, hängen graue Flechten, überlangen Greisenbärten gleich, nieder ins geheimnisvolle Dunkel des indischen Urwaldes.

Noch ist es kühl und nah vom Morgentau. Verdrrießlich schüttelt der Leopard sein buntes Fell, äugt nach oben und schwingt sich mit gewandten Sähen in die Krone eines alten Baumes. Alle Biere herabhängen lassend, liegt er der Länge nach auf einem Ast hoch überm Boden. Die Seher halb geschlossen, dehnt er sich, behaglich schnurrend, den wärmenden Strahlen der Altmutter Sonne entgegen. O, hier oben ist gut verdauen.

Da! Ein Knaden irgendwo im Bestand! Herr Wildpau, der, sein prächtiges Rad schlagend, auf sonniger Lichtung jochen noch die Liebblingshenne umtrippelte, schlägt jäh den Fächer und polktert mit dem gesamten Harem eiligst in die schühenden Äste. Auch Buntpelz droben auf seinem Schlafast ist hochgehoben, sichert hinab und — duät sich, so gut es geht, ins dichteste Laub.

Schon schlagen flüchtige Hufe den Grund. Keuchend bricht ein lapitaler Barasingahirsch aus dem Dickicht, heßt dem Waldbrande zu, versucht in peitschender Angst die Ebene zu erreichen. Stoßweise pfeift sein Brodem, lang hängt der Leder.

Nun saust er in hohen Fluchten durch das Gras.

Zwei graubraune Gestalten mit spizen Ohren an spizem Kopfe jagen auf seiner Fährte. In längerem Abstand rennt das Rudel dämonengleich durch die Stauden, die hinter dem Barasinga schon zurückzulieken beginnen.

Lezte wiegende Säge neben dem Hirsch, fast gleichzeitig schnellen von beiden Seiten schnappende Rachen nach der Dämmung des Fliehenden.

Ein wildes Aufbäumen. Weit hängen die Eingeweide aus dem zerrissenen Leibe. Zwei, drei Fluchten noch, dann hat der Hirsch sich mit den Läufen im Geschlinge verwickelt. Heißes Aufjauchzen nun, noch festeres Zupacken, Stürzen, Schlegeln von Läufen, ein wirrer Knäuel graubraunen Teufelspüts. Binnen weniger als einer halben Stunde ist kaum mehr etwas übrig für die gierig wartenden Geier.

In weitem Kreise den Schauplatz der Tragödie umlagernd, halten die Kolfune, die Wölfe des indischen Hochlandes, ihren behaglichen Verdauungsschlaf. Bald durchschliff ihr wimmernder Ruf die dämmernde Waldwildnis, bald treibt er selbst den Büffel — ihn, dem sogar der Tiger aus dem Wege zu gehen pflegt — vom Lager im Steppengras.

Nacht braut überm Dschungel. Im hohen Schilf des Tümpels am Waldbrand, gut unterm Wind, lauert die große Rahe, tritt doch um diese Zeit der scheue Hirsch aus wasserloser Ebene zur Tränke. Heißer glimmt das phosphorische Leuchten in den Lichtern des Tigers, und der geschmeidige Körper erstarrt in gespannter Kraft. Nur die leise zuckende Schwanzspitze der großen Rahe verrät die ungeheuerliche Erregung des Innern.

Wieder und immer wieder sähend nähert sich das Hirschrudel. Erneutes Verhoffen, dann patst der Plashhirsch mit erhobenem Wedel in die Flut, schöpft in langen, durstigen Zügen.

Das Leittier beobachtet misstrauisch die Schilfwand, wirft sich jäh herum und flüchtet, hinter sich die Gefährten, hinaus in die mondbeschienene Weite.

Auch der Hirsch federt empor, doch schon hat „Chan Streifmantel“ sich mit kurzem Brüllen auf ihn geworfen. Wasser rauscht und spritzt, Wellenringe vereben, Blasen quellen empor, dann hat der Tiger seine Beute auf Trodene geschleppt, liegt leise grollend und lekt genießerisch den Schweiß aus durchbissenem Rachen.

Blöcklich stukt er. Die runden Lauscher hart an den Kopf gedrückt, mit feuerprägenden Augen, saucht er drohend einem unsichtbaren Feinde entgegen. Ein wimmernder Schrei durchreißt die Dunkelheit, noch einer, viele! Gelbe Augenpaare glühen, spize Köpfe grinsen aus dem Gras, hier und dort und überall.

Wütend fällt der Gestreifte gegen die Jüdringlichen aus. Blüßschnell weichen sie zurück, doch von rechts und links fährt ihrer ein halbes Duzend ihm geschickt in die ungeschützten Flanken. Ein rasendes Aufheulen aus Schmerz und Wut. Von den mächtigen Pranken zusammengehauen wälzen sich mehrere der Angreifer in ihrem Blute.

Mit einem Riesensatz springt der Überfallene an einem mittleren Baume empor. Verhaltend äugt er zurück, in wütenden Schwingungen peitscht der Schwanz. Da schickt das Teufelsrudel drunten sich an, nach ihm zu springen, und

Der Weg

Genf, 19. überreicht ihm wichtige Klagen über die Verhältnisse der Hauptausstellungen in der Provinz. In der Frage nach insbesonderem zu betonen. Die Kolfune den sich mühsam festhaltenden, dem es nicht einmal möglich ist, die böse schmerzenden Wunden zu ledern. Endlich erlöst ihn ein Hirschrudel, dessen Hehe die Wölfe aufnehmen. Schwermüdig wirft er sich in den Teich, um den brennenden Schmerz zu fühlen und zu trinken. Dann macht er sich hintend davon. Aber die weite Ebene aber und durch die Waldwirrniss jagen in unzählbaren bräunlichgrauen Rudeln die zierlichen Räuber. Raum von der Größe eines schwachen deutschen Schäferhundes, jedoch mit stählernen Läufen und nie ermüdender Ausdauer sind sie der Schrecken aller Vierfüßer in Indiens Hochland.

Deutsche Reiter.

Eine Anekdoten aus Siebenbürgen von Albert Lehnen.

Die Einwohner von Barosch, der kleinen siebenbürgischen Stadt, rüsten zum Empfang der Sieger, die Rumänen mit Lärmen und Frohlocken, die Ungarn die Faust in der Tasche geballt, die Deutschen voll banger Zweifel, was der neue Herr ihrem Volkstum sein wird. Doch Reugierde plagt. Zu Hunderten stehen die Menschen am Rande der Straße, die vom Bahnhof einen Kilometer durch offenes Land zur Stadt führt. Der Zug läuft ein. Behende Gestalten entsteigen ihm, dunkelhaarig, dunkeläugig, funkelnelneue die Uniformen, blinkend und glänzend Helme und Lederzeug. Sie treten an, sie schwenken ab. „March!“ Die Regimentsmusik seht schallend ein. Der Kappe des Oberst längelt.

Hundert Meter vor der Stadt vereinigt sich die Bahnhofstraße mit dem alten Heerweg, der über das Gebirge durch die Stadt ins Ungarland hineinführt. Er wurde nicht leer in diesen Tagen. Bataillon auf Bataillon, Batterie auf Batterie, Kolonne auf Kolonne zogen sie entlang, die Divisionen der Armee Madenien, müde und matt, doch vom Unglück nicht gebeugt, hochgehobener Hauptes und Herzens. Auch seht nahe eine Schar Reiter, die Langen am Arm, die Stahlhelme auf den Bataillonen, die Maschinengewehre verstant auf den Packwagen. Just an der Straßengabel müssen sie mit den einzelnen Rumänen zusammentreffen. Der rumänische Oberst gibt seinem Rappen die Sporen. Er galoppiert auf den Führer der Schar zu. Seine Stimme lebt voll Stolz und Erregung: „Halt!“ Der Oberleutnant sieht ihn groß an: „Warum? Wer gibt Ihnen das Recht, mir zu befehlen?“ Ein Wortschwall überfällt ihn vom Recht des Siegers, vom Recht des Besizers, der einziehen will in die Stadt der Väter, von ein paar anderen Rechten noch mehr. Der Oberleutnant dreht sich halb im Sattel herum: „Halt! Maschinengewehre frei! Katabinerschützen absteigen!“ Der Oberst erbläst. Er erhebt beschwörend die Hand: „Herr Oberleutnant, ich bitte zu bedenken, wir sind tausend, ein Regiment, Sie knapp hundert, eine Handvoll.“ Das Auge des Oberleutnants wird starr: „Geradeaus, auf die anmarschierende Kolonne. Bisier ...“ Der Oberst unterbricht, seine Stimme überschlägt sich: „Herr Oberleutnant, um Gotteswillen! Kein Blutvergießen! Ein Irrtum! Wenn Sie Wert darauf legen, sehen Sie den March fort.“ Der Oberleutnant nickt: „Gut denn, Gewehr an Ort!“ Der Oberst lenkt seinen Rappen näher an ihn heran: „Glückliche Heimkehr!“ Er will die Hand reichen. Der Oberleutnant seht über sie hinweg. Er rüßt den Arm in die Luft: „March!“

Hundert deutsche Reiter ziehen durch die Stadt. Deutsche, Ungarn jubeln, bringen Blumen, Früchte, Brot. Tausend Rumänen warten geduldig, bis der Zug vorüber. Dann marschieren auch sie ein. Nur einzelne Jucuse von Landsknechten grüßen sie, sie, die Sieger.

Das Märchen vom Dichter.

Der Feuersfunken eines Sternes flog aufsteigend durch den Nachthimmel zur Erde nieder, als das Kind den ersten Atemzug ins Leben tat.

Die frühesten Jugendjahre waren voll Harmonie und Sorglosigkeit. Als der kleine Mensch zu tieferem Bewußtsein seines Ichs erwachte, flossen leise Anruhe und heimliches Drängen in seine Tage. Das Kinderherz lauschte atemlos dem Rauhen des Waldes, junge Augen staunten verückt in das Wunder abendlichen Sonnensterbens, und Knabenträume segelten kühn mit den stolzen, weißen Wolken im Blau.

Heimlich und zart wuchs aus Alltag und natürlicher Erdgebundenheit die scheue, wundererfüllte und lehnfüßige Welt seiner Seele

Erzählung eines Kampfes zwischen zwei in ständiger Bewegung
einander, in welchem Kampfspiel stählten sich Mut und
Kraft, und es flatterten Taucher der Freude auf.

Stundenlang lief er einsam im tosenden Sturm und
versuchte, seinen Willen gegen das Element der Natur zu
stemmen; oder er saß tief versunken im Betrachten eines
seltenen, prächtigen Schmetterlings, einer farbenprächtigen
Blume, deren Schönheitsreize ihn verzauberten. Kleine, all-
tägliche Dinge umhüllte er mit seiner Fantasie, und ein
einziges, ferner Klang brachte seine Seele zum Schwingen.

Lehnte er in stillen Stunden der Nacht am Fenster,
seine traumhafte Stirn zu fühlen, regten die Kräfte des
Lebens sich in seiner Brust, und die Sehnsucht der Sterne
küßte sein Herz, daß sein junger Mund trunkenen Worte stam-
melte, die zu Liedern wurden...

Sein fragender Blick tauchte durstig in alles Geschehen
und Sein, das ihn berührte. Er suchte die Freunde und floh
ihren Kreis, er liebte die Menschen und haßte ihre Kälte
und Nüchternheit, die ihn verwundeten. Wie dunkler Orgel-
ton streifte ihn der Flügel Schlag der großen Menschenein-
samkeit, und seine Sehnsucht wuchs gigantisch.

Mit leuchtenden Augen und pochendem Herzen schrieb
seine Hand nieder, was ihm im Innersten erklang. Eine
Zwiespältigkeit war in seinem Wesen, und durch sich selbst
hindurch tastete er den Weg zu den Quellen des Lebens.

Brandung und Unterströmung des Lebens rissen ihn in
den Strudel. Seine entgötterte Welt erbebte in Stürmen
und Zweifeln. Er kämpfte gegen den weichen, schmeicheln-
den Schlamm und die schillernden Ungeheuer der Tiefe,
die ihn lockten.

Da rangen sich mühsam Lichtgedanken und wilde Seh-
sucht in ihm empor, und es reißten Urgefühle in ihm zu
Worten, die wie ein Aufschrei in Lebensnot, ein Sprengen
der Erdsesseln waren.

Die Menschheit laußte — und jubelte dem Dichter zu!
Es froh die Eitelkeit des Ruhmes heran und züngelte
den Gifttadel; er spürte ihre tödende Nähe und rettete sich
mit letzter Kraft in die erlösende Freiheit der Natur. Aus
sonnenseligen Wandertagen, sehnsuchtheissen, einsamen
Nächten, schwermütigen, verträumten Dämmerstunden, aus
Vogelliedern und Sommeratmen, aus der Menschenjohannis-
melodie von Leid und Glück fand er durch sich selbst hin-
durch den Weg zu den Quellen des Lebens.

Und er warf den Brand seiner Seele in die Unendlich-
keit des Alls. Die Menschheit fühlte dies — und schwieg er-
griffen!

Einsamkeit wehte um seine Stirn. Alltag und Erden-
staub trug er mit dem tapferen Lächeln eines, dem Heilig-
ung geschehen.

Aus innerster Notwendigkeit und Erschütterung beseelte
und durchglutete er tausendfaches Sein mit dem heißen
Blute seines Herzens und schenkte sich ganz im Opfer des
Schöpfungsrausches. Im Lauschen auf die Stimmen aus
Höhe und Tiefe, aus dem schauernden, ahnungsvollen Er-
leben göttlicher Wesenkraft und Schönheit, aus den Kampf-
wunden der Irdischkeit gebar er den lichtvollen, starken
Glauben, den köstlichen Schimmer seliger Sehnsucht, der die
Menschen wach rief und sie innerlich reich und glücklich
machte.

In höchster Blütestunde litt er einen harten, einsamen
Tod.

Seine unsterbliche Seele kehrte zurück in die Ewigkeit
der Sterne, doch ihre heilige Sehnsucht, die der Dichter in
herzblutgetränkten Liedern verströmte, lebt klingend und
gewaltig auf Erden fort. Adele Plüschke.

Neue Bücher

„Der Vorgarten.“ Seine Raum- und Bau-
elemente. Von Guido Harbers, Stadtbaurat in München.
(Verlag Georg D. W. Callwey, München.) Das Ziel dieses
Buches ist, den großen Erlebnisgehalt anschaulich zu machen,
der dem Garten als dem erweiterten Wohnraum zu eigen
sein kann bei rechter Erkenntnis und Anwendung der Gestal-
tungsmittel und Gestaltungsmöglichkeiten. An Hand eines
erlebten, überreichen Bildmaterials wird den inneren
Gesetzen des Gartenraumes und seiner ästhetischen Wirkungen
nachgespürt, um sie erkennbar und bewußt werden zu lassen,
und werden die den Gartenraum bildenden Kompositionse-
lemente nach ihrer ästhetischen und praktischen Seite unter-

sucht, um der praktischen Pflanzenanwendung eine sichere Grund-
lage zu schaffen und auch für jeden besonderen Fall die je-
weils beste Lösung finden zu lassen. Dabei bildet der kleine
und mittlere sparsame Vorgarten mit möglichst hohem
Wirkungsgehalt das Hauptthema des Buches. Es will den
leidenschaftlichen Gartenfreund nicht nur zu den Schönheits-
und Freudequellen des gut gestalteten Gartens führen, son-
dern zeigt ihm neben schönen Blumenfenstern, Winter-, Dach-,
Atriumgärten und Gartenhöfen auch kleine und kleinste An-
lagen und gibt ihm Anleitungen zum Bau eines Sonnen-
bades, Spielplatzes, von Wegen, Treppen, Trockenmauern,
Wasserbetten, Lauben usw. Im gartentechnischen Teil, der
von Gartenarchitekt Heinz Paulus bearbeitet wurde, ist alles
Notwendige über Pflanzenauswahl und Pflanzenpflege
gesagt.

„Der rote Kampfflieger“ Manfred Freiherr
von Richthofen. (Verlag Ullstein, Berlin.) Am 21. April
jährt sich zum 15. Male der Tag, an dem Manfred Freiherr
von Richthofen, Führer der berühmtesten deutschen Luftstaffel
im Weltkrieg, Sieger in 82 Luftkämpfen, den Fliegertod
fand. Aus diesem Anlaß erschien eine neue Ausgabe des
Buches „Der rote Kampfflieger“. Richthofen selber schrieb
es im Kriege, sein Bruder Bolfo hat es nun um viele in-
teressante Schilderungen erweitert. Ministerpräsident Her-
mann Göring, Richthofens Nachfolger im Kommando der
Fliegerstaffel, hat der neuen Ausgabe ein Geleitwort ge-
geben.

Gert Hartenau-Thiel: „Auf Befehl des
Radscha“ (Schliefen-Verlag, Berlin SW. 11.) Ein
indischer Roman nach eigenen Erlebnissen. Der Ver-
fasser, welcher durch seinen langjährigen Aufenthalt
als niederländisch-indischer Polizeikapitän auf Sumatra
einer der besten Kenner der indisch-malaisischen Völkerei
ist, erzählt das abenteuerliche Schicksal einer vornehmen
Malaiin. Wunderbare Schilderungen von Land und
Leuten, namentlich auch am Hofe und im Harem des
Fürsten, geben dem Leser ein umfassendes Bild jener in-
teressanten fernen Welt.

Geoffrey Moss: „Armer kleiner Bosto“. (Ver-
lag Ullstein, Berlin.) Die zarte Geschichte von einem sehr
artigen jungen Oxford-Studenten, den eine Anzeige in einem
Leider ohne Betriebskapital gegründeten Golfbetriebs an der
Riviera lockt. Allzu früh für das „grüne Bosto-Apfelchen“,
dessen Schale noch nicht reif genug ist, um dem Zauber und
den Verlockungen des Mittelmeers standzuhalten.

Dorothy B. Carman: „Die Scheidungsstadt“,
Roman (Ullstein-Verlag, Berlin). Die junge Frau Elisabeth
Wane erlebt die ippischen Gefühle und Stimmungsschwän-
lungen aller Frauen, die in Reno auf ihre Scheidung und
eine noch unbekanntere Zukunft warten. Zwischen einem tragi-
schen Einzelfall und dem überhitzten und leicht trankhaften
Bergnügnungstempel, in dem sich die vielen anderen Figuren
des Buches bewegen, zeichnet die Verfasserin ein offenbar
bis ins kleinste der Wirklichkeit entsprechendes Bild der
Scheidungsstadt.

„Koch schnell und frisch für den Sommer-
tisch.“ Anregungen für gesunde, fleischlose Mahlzeiten
ohne viel Kocherei bei reichlicher Abwechslung. 125 Einzel-
und viele Grundrezepte. Von Dr. Erna Meyer und Maria
Kirchgeßner. (Verlag R. Thienemann, Stuttgart.)
Das kleine Buch gibt ein ganz klares Bild von lauter ge-
sunden, erfrischenden Sommergerichten, so daß es nicht mehr
schwer fällt, selbst in der heißen Jahreszeit den Tisch mit
appetitanzureichenden Speisen zu füllen.

A. Bier: „Die schönsten Bepflanzungen
für Ballons und Lauben“. Mit 120 Abbildungen,
vollständig umgearbeitet, in Neuauflage. (Verlag Martin
Luther, Erfurt.) Ein Buch, das jedem Blumenfreund aus-
führliche Anleitung gibt und ihm die Möglichkeit bietet, viel
Freude zu erleben.

„Darf ich heiraten, Herr Doktor?“ Das
Verantwortungsgefühl für eine gesunde, der Glaube an eine
glückliche Ehe ist in stetem Wachsen begriffen. Das Ver-
ständnis für die Bedeutung der Familie als Grundlage des
Staates ist wieder erstarkt. „Ein Führer zu gesunder und
glücklicher Ehe“ nennt sich mit vollem Recht das soeben er-
schienene Buch aus der Feder des bekannten medizinischen
Schriftstellers, Dr. med. W. Schweisheimer: „Darf ich he-
iraten, Herr Doktor?“ (Verlag Wilhelm Köhler, Minden
i. W., 160 Seiten.) Die vielfältigen Fragen und Probleme,
die vor einer Eheschließung geprüft werden sollten, alle
Einzelheiten des Ehelebens, die zahlreichen gesundheitlichen
Fragen, die Gesetze der Vererbung usw., werden hier von
berühmter Seite offenherzig, frei von jeder unangebrachten
Prüderie, aber dezent, in allgemeinverständlicher Weise
erörtert.